

Zeitschrift: Menschenrecht : Blätter zur Aufklärung gegen Ächtung und Vorurteil
Band: 8 (1940)
Heft: 3

Artikel: Die Entscheidung
Autor: Dubois, Gaston
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-560249>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Furcht vor dem Verfall ihres Werkes in der Sphäre des Weiblichen zueinander trafen und der — gewiß grausamen und verworrenen — Natur gehorsam waren? Es ist offenbar, daß hier schon der Kirchenmann Paulus spricht, der mit sicherem Instinkt fühlt, daß hier gute Ausbeute für Kirchenzucht, packendes Bildermaterial für die christliche Predigt vorliegt, und der darum seine eigentlich tieferen Gedanken vom allgemeinen Schuldverhängnis von Natur und Mensch, von der Erlösung aller Kreatur durch die Liebe verleugnet.

Je mehr die Priesterschaft ihre Existenzberechtigung als Verwalter der göttlichen Gnadengüter beweisen mußte, desto mehr griff sie zu diesem einzigartigen Bildermaterial, erregte den Schauder der Unwissenden in ihren Gläubigen und verstärkte die Strenge ihrer Zucht. Der isolierte und flach gewordene Begriff der „Sünde“, der nun die Geister beherrscht, war die böse Frucht. Und wenn wir wagen würden, von einer göttlichen Gerechtigkeit zu sprechen — wir tun es mit dem größten Vorbehalt und einem deutlichen „Als ob“ — so würden wir nicht sagen: weil die Menschen in ihrem Unverständ und auf Grund ihrer sozialen und seelischen Lage Götzenbilder anbeteten, hat Gott sie mit dem „furchtbaren Laster der gleichgeschlechtlichen Liebe gestraft“ — ein auch nach der religiösen Logik, und die gibt es, ganz unmöglicher Gedanke. Sondern wir würden eher sagen: Weil die Kirche im Interesse der Kirchenzucht und ihrer Macht über die Gemüter zu solch billigen Mitteln griff und übersah, daß sie damit die tiefen Lehren des Urchristentums und vor allem die Liebe Christi verriet, darum muß sie jetzt den Fluch tragen: sie sieht die „Sünde“, sie sieht aber gar nicht oder erst in zweiter Linie den Menschen, der der Liebe bedarf.

(Schluß folgt)

Die Entscheidung

Eine Grenzgeschichte von Gaston Dubois.

Auf einem verschneiten Waldweg eines versteckten, kleinen Juratales marschiert ein Zug Soldaten. Ein wenig schwerer im Schritt als in der Morgenfrühe, ein wenig gebeugter in der Haltung, stapfen sie unter den tief hängenden Äesten den schon da und dort aufblinkenden Lichtern im Dorfe zu; einige mißmutig und grollend über die ewige „Chrüpplerei“, einige still ihren Gedanken und Sorgen nachhängend — und ein paar unentwegt fröhlich und zu derben Späßen aufgelegt, einer so grundverschieden vom andern und doch eine große Kameradschaft: Soldaten. —

Sie hatten es noch gut getroffen mit ihrem Kantonnement. Der ziemlich geräumige Saal des „Lieu d‘or“, in dem sonst die Winzer und Bauern die Tanzsonntage mit ihrem selbst gepflanzten Wein begossen, war ihr Eß- und Schlafraum geworden. Pfiff

auch auf diesen Jurahöhen fast immer ein „ohnmächtiger Biswind“, der einem die Finger so krumm werden ließ, daß man jeden Tag Pickel und Schaufel zum Teufel wünschte, so gab es doch für die Unterkunft nur zwei Worte: zünftig, bäumig! Das schloß ein für allemal alle Herrlichkeiten in sich, die man fern von seinem Heimet sich wünschen konnte: im Kachelofen krachende Buchenscheite, Suppen, die man seiner Frau bei der Rückkehr angelegerlich ans Herz legen wollte, Essen, wie es sich mancher zuhause nicht leisten durfte — und dazu konnte man sich für wenige Zehner einen Wein kaufen, einen Wein...! Man vergaß alles dabei, den kolderigen Korpis, 20 Grad Kälte und den immer wieder verschobenen Urlaub. Die Jeannette kredenzte ihn aber auch mit Augen, Augen...! Schade, daß man dem Marieli am Bahnhof daheim noch so viel versprochen hatte, es wäre...! Na, man war schließlich kein Lump, und Ledige gab es noch genug, die ja auch einmal unter die Haube kommen mußten, wie zum Beispiel der Schelling Jakob. Das war der mittelgroße Kerl mit dem dunkelblonden Haar und dem ganz braunen Gesicht, der sich eben an der Sandsteintreppe die Schneessohlen abschlug, immer gleichmütig, immer ruhig und in sich gekehrt, schaffig, ein richtiger „Chrampfgsell“. Nicht einmal die Jeannette sah er an, und war doch jetzt schon 24 Jahre alt, die schönste Zeit zum beweiben, Himmeldonnerwetter nocheinmal! — Wo hatte der bloß seine Augen! Ein merkwürdiger Kerl, so jung und gesund und noch hinter keiner Schürze her! Aber ein guter Kamerad, direkt „gmögig“, alles was recht war... nur wenn er einem hie und da plötzlich so anguckte.... ein merkwürdiger Kerl. —

Das Essen war seit Stunden vorbei, der Moulin schon längst in der Kehle, die Jeannette mit ihren Schelmenaugen sicher schon in ihrer Kammer — und legte wahrscheinlich jetzt das kleine Medaillon mit der Muttergottes, das sie ihr alle zum Geburtstag geschenkt hatten, von ihrem weißen Hals..., dann hing sie wohl die Schürze an den Haken an der Wand... stellte die reizenden braunroten Schuhe unter das Bett..., wo aber kam die Bluse hin... der gestreifte Jupe...! Herrgott, man war auch nur Mann, lag da seit einer halben Stunde im Finstern mit andern Vierzig auf dem Stroh... schlarchend, ein paar sogar „sägend“, bis ein kameradschaftlicher Puff in die Rippen das Monstrekonzert unterbrach...! Wenn man nur endlich... sogar der Schelling schlief... merkwürdiger Kerl... gerade heute war die Jeannette besonders nett mit ihm gewesen... wo hatte der bloß seine Augen?! — —

Jakob Schelling schläft nicht; er spielt den Schlaf. Er spielt ihn, wie er seit Wochen den einfachen, unbekümmerten Menschen spielt, um keinem seiner Kameraden sein wahres Gesicht zu zeigen. — Im Soldatendienst enthüllt sich eigentlich Jeder. Nach wenigen Wochen kennt jeder des andern Natur, des andern Leben und Lieben. Wo immer es in den letzten zweitausend Jahren Soldaten gab, kannte man auch immer ein unerschöpfli-

ches Thema: Frauen, Frauen im leichtfertigen aber auch im guten Sinne. Und hockte man am Abend am runden Tisch, beizte die Parisienne die Zunge und glühte der Moulin nicht nur im Glase, sondern auch im Kopf, dann rückten die Haarschöpfe oft zusammen, um nach halblautem Geflüster und Gekicher — Rücksicht auf Jeannette! — mit einem polternden Gelächter wieder auseinander zu fahren. Saftige Wortspiele und Vergleiche gab es da, nicht für den Feldprediger bestimmt! Und hatte die Jeannette nach einem freundlichen Gruß und Nicken für alle sich zurückgezogen, dann hieß es oft: „No, Schelling, verzell au emal öppis!“ — „Was macht dis Zischgeli?“ — „Bischt verlobt oder muescht bald hürote?“ Und wehrte er mit einem gutmütigen Lachen ab, dann hackten sie tüchtig auf ihm herum: „He, tue nöd e so!“ — „Wirscht au müene öppis ha — für s'Härz!“ — „Und für s'Bett!“ — Dröhnedes Gelächter! — „Oder machsch es immer no wie d'Konfirmanden?!” — Sie nahmen ihn dann immer mehr in die Zange. — „Bischt am End warm aagleit?!” Und einer sang parodierend wie ein Operntenor: „Ach, die Süßen, ach die Warmen, lieben selbst sich, diese Armen!“ Und ein anderer übertonte ihn im Falsett: „Laßt uns buhlen mit den Schwulen!“ — bis sie sich in wieherndem Gelächter über den Tisch bogen — und Jakob Schelling mit ihnen, wenn es auch fast seine Nerven zerriß! — bis die Zoten sich erschöpft hatten und er sich unter irgend einem Vorwand aus dem Kreis von sinnlicher Derbheit und grobem Unverstand drückte — und manchmal noch stundenlang in Kälte und Wind durch die Dorfstraßen stapfte, um Ruhe zu finden — um sich nicht zu verraten. —

Konnte er ihnen böse sein? Nein; im Grunde genommen meinten sie es ja alle doch gut mit ihm, auch auf ihre derbe Art. Im Grunde ihres Herzens wünschten sie ihm ja alle nur dasselbe, was die Bibel auf eine so unerhört einfache und schöne Weise formuliert: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei! Jeder Mann wünscht jedem andern gesunden Mann ganz natürlich sinnliches Glück. Sie besaßen es alle, fast ohne Ausnahme; warum sollte es ihm nicht auch endlich zufallen? Er war doch ein anständiger Kerl, machte jede Arbeit, auch die ungewohnteste, ohne das Maul aufzureißen, half, wo er konnte einem andern. Also! Es wäre ihre größte Freude gewesen, wenn sie ihm ein nettes Meitli hätten zuschieben können... 24 Jahre war er alt — Himmeldonnerwetter nocheinmal, es wurde langsam höchste Zeit....! —

Jakob Schelling liegt mit geschlossenen Augen wach, hört die Kirchturmuhren schlagen von einer Viertelstunde zur andern, sieht wie der Mond sich durch die Jalousien stiehlt — und Qual und Glück in einem bescheint. Qual ist es für ihn, nervenfressende Qual, jede Nacht in ihrer Mitte schlafen zu müssen — weil das Unausgesprochene kein glückliches Aufnehmen dieser Stunden gewährt. Er öffnet die Augen zu einem schmalen Spalt und

sieht den Mond wandern von einem Gesicht zum andern. Er sieht Lippen, die zum Kusse locken wie eine frische Frucht, in die Stirne gefallene Haare, die ein Antlitz noch begehrenswerter machen; er sieht halbgeöffnete Hemden über der starken Brust und Arme, die zum umfangen rufen; er atmet den herben Geruch von Schneewind und Wintersonne, den sie alle von der gemeinsamen Arbeit mitgebracht haben; er spürt das seit Wochen, lacht seit Wochen unverbindlich über die diabolische Zoterei, die sie unbewußt mit seinem Gefühl treiben — und liegt seit Wochen stundenlang wach in dieser nächtlichen Atmosphäre, die ihm das Blut in die Schläfen treibt — und ihn manchmal fast besinnungslos macht....

Er erschrickt. — Der Schläfer neben ihm hat sich im tiefen Schlaf herumgewälzt und liegt nun halb auf seinem Strohsack, hat den Kopf auf seinen Oberarm und die Rechte auf seine Brust gelegt, ganz selbstverständlich, als ob das die natürlichste Sache von der Welt wäre! Und zudem ist es der Jüngste, der Bertl Koller aus Wallenstadt, am See und auf den Bergen groß geworden, schwimmt wie ein Fisch, klettert wie eine Gemse, schläft wie ein Bär — und sieht aus wie der junge Faun von Böcklin....

Jakob ist wie gelähmt. Das wäre das Glück; dahinter lauert die Verachtung aller Kameraden. Darf er ihnen deshalb grollen, weil sie in einer verlogenen Welt aufgewachsen sind und Dinge nicht mehr sehen, die einfach da sind, immer da waren und immer da sein werden, mag diese Welt sich auch dazu stellen wie sie will? Lacht er nicht selbst mit ihnen darüber — und schämt sich nachher wie ein geprügelter Hund? —

Aber so kann er doch nicht liegen bleiben, der Bertl. Und ihn einfach wegschieben wie einen Holzklotz — nein, das mag er auch nicht. Und so tut er das Schönste, das Gefährlichste und Gescheitesteste: er küßt ihn rasch und herhaft auf den Mund, legt blitzschnell seine Hand auf die noch eben geküßten Lippen — und tut so, als ob er im Halbschlaf Bertl's Kopf wegschieben würde. Der schrickt auf: „Was isch? — Jä so! — Dubel! Chasch eim nüd pfuse lah?“, dreht sich um und schläft nach ein paar Atemzügen wieder wie ein Murmeltier. —

Aber Jakob schläft in dieser Nacht nicht mehr. Er weiß, er ist am Ende mit seiner Verstellung. Er weiß, daß er den Bertl das nächste Mal nicht mehr mit einer läugenhaften Gebärde wegschieben könnte und dann... Nein, nein, nein! — Er kann nicht mehr. — Morgen läßt er sich beim Bataillonsarzt Hauptmann Ambühl melden. — Er muß sich ihm anvertrauen, er muß, er muß! — Er kann in diesen Spannungen nicht länger weiter leben! — Er muß weg — weg — er muß! — Morgen geht er zum Arzt; es ist ein „bäumiger“ Kerl, das sagen alle! — Und der Arzt wird schweigen. —

Morgen geht er — morgen... —

Nimmt denn diese Nacht — kein Ende...? —

(Schluß folgt.)